



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Groth, Ernst: Moltkes Charakterbild nach seinen Familienbriefen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Moltkes Charakterbild

nach seinen Familienbriefen

Von Ernst Groth



ilitarische Eigenschaften und dichterische Einbildungskraft gelten gewöhnlich als unverföhnliche Gegensätze. Der Beruf eines Soldaten und die Thätigkeit eines Künstlers scheinen nichts mit einander gemein zu haben. Dort rücksichtslose Unterdrückung persönlicher Regungen und selbständiger Gedanken, hier volle Entfaltung und freie Herrschaft aller geistigen und seelischen Eigenschaften; dort strenge Ordnung, Schablone und Gleichmäßigkeit, hier willkürliches Walten und eigenmächtiges Schaffen der ungebundenen Phantasie; dort kalttherzige, vorsichtige Berechnung des klügelnden Verstandes, hier mächtiger Ausbruch aller schöpferischen Ideen und Leidenschaften. Militärischer und künstlerischer Geist scheinen so wenig vereinbar zu sein, daß die Geschichtschreiber, wo sie einmal ihre Verschmelzung finden, darüber in Verwunderung geraten und dem Rätsel nur durch gründliche psychologische Untersuchungen beikommen zu können glauben. Großartige Ereignisse und außerordentliche Erfolge pflegen den Helden so hoch aus den Kreisen des alltäglichen Lebens zu heben, daß man nur das Außerordentliche an ihm erkennt und nur das Fertige, Abgeschlossene in seinem Wesen bewundert. Das rein Menschliche, die geheimen Regungen der Seele, die innern Kämpfe, die Sorgen und Freuden, das ganze Gemütsleben mit seinen verborgenen Reizen, die Träume einer ruhelos bewegten Phantasie, alles das tritt in dem Urteil der Menge zurück hinter den blendenden Glanz der äußern Erfolge. Und doch ist gerade das rein menschliche, das Seelenleben in einem Helden für jeden tiefer angelegten Beobachter das wahrhaft anziehende, der werdende Charakter interessanter als der vollendete, das Vorbild einer großen sittlichen Persönlichkeit oft wertvoller und segensreicher als eine ganze Reihe gewonnener Schlachten und eroberter Länder.

Freudig begrüßen wir daher den soeben erschienenen Band von Moltkes gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten, der die vertraulichen Briefe des großen Mannes an seine Mutter und seine Brüder enthält. Sie führen uns aus den ersten Jahren seiner Leutnantszeit bis in sein spätes Greisenalter, sie gewähren uns einen Einblick in die stille Werkstatt seiner Gedanken, sie zeigen

uns die allmähliche Entwicklung dieses unvergleichlichen Charakters, der sich aus ungünstigen, oft feindseligen Verhältnissen zu einer staunenswerten Reinheit und Vollkommenheit erhoben hat. Welch ein Gegensatz zu der landläufigen Vorstellung, die sich allmählich in unserm Volke einzuwurzeln scheint, zu dem Bilde von dem stummen Schlachtenlenker, der, ohne mit den Wimpern zu zucken, die Bataillone in den Tod schickt, der ohne irgend welche Zeichen seelischer Erregung mit immer gleichbleibendem ernstem Gesichtsausdruck die begeisterten Truppen von einem Siege zum andern führt, der unter den beispiellosen Huldigungen des Volkes nicht eine Spur von seinem Gleichmut, seiner Gelassenheit und seiner Anspruchslosigkeit verliert. *Coulé en bronze*, sagt ein französischer General von ihm, *bronze il demeurera, conservant la ténacité et l'inflexibilité du métal comme sa froideur et son insensibilité. L'humanité semble n'avoir jamais eu accès dans le cœur de ce grand silencieux.*

Und nun halte man gegen dies weitverbreitete Urteil die warmen, reinen, oft ungestümen Herzensregungen, die dichterische Phantasie, die unergründliche Gemütsstiefe, die sich in diesen herrlichen Briefen zum Entzücken des Lesers überall offenbaren!

Moltkes Jugendzeit war ernst, schwer und entbehrungsreich. Acht Kinder hatte die Mutter zu unterhalten, und hart mußte sie kämpfen und arbeiten, als das Vermögen verloren ging und zwischen Vater und Mutter eine immer größer werdende Entfremdung eintrat. Es liegt ein bitterer Humor in den Worten, die Moltke als junger Offizier an seinen Bruder Ludwig schreibt: „Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft schmerzlich. Dieser Mangel an Halt in sich selbst, dies beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung anderer, selbst die Präponderanz der Vernunft über Neigung verursachen mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei andern gerade aus dem Gegenteil einzutreten pflegt. Man hat sich ja beeilt, jeden hervorstechenden Charakterzug zu verweisen, jede Eigentümlichkeit wie die Schößlinge einer Läruswand fein beizeiten abzukappen — so entstand denn die unglücklichste Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche. Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigegeben, so empfindlich, so alles Uenedle verschmähend, so stolz, daß es das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluten trieb, wo es dann mehr dem Eigensinn der Wogen als seinem Kompaß folgte — es ist der tollkühne Reiter, der ein mattes Pferd zum verwegnen Sprung anspornt und dann zerfahmetert daliegt in seiner Ohnmacht, es ist das Feuer des Luftballons, das ihn einen Augenblick hoch emporträgt, um ihn dann noch tiefer sinken zu lassen.“

Ludwig ist sein Lieblingsbruder. Von allen Geschwistern steht er ihm in geistiger und seelischer Beziehung am nächsten. Ihm schüttet er sein Herz aus, ihm teilt er seine Neigungen und Pläne mit, mit ihm verhandelt er üb Dicht-

kunst und Geschichte, über Theater und Musik. Ludwig hatte sich, wie es scheint, durch seine Liebe zur Musik mehr als dienlich von seiner juristischen Wissenschaft entfernt. Helmoth weiß auch hier das richtige Wort zu finden, um dem Bruder über seine Zweifel und seine Unzufriedenheit hinwegzuhelfen: „Stürze dich in kein Extrem. Spiele zwischen dem Gajus und den Pandekten ein paar Rödische Variationen und mache womöglich Distichen aus den Pandekten. Denn das scheinst du vollkommen erkannt zu haben, wie ernst und gebieterisch wir angewiesen sind, unsern Lebensweg selbst zu bahnen. Die Zeit ist schnell vorüber, wo man auf das Leben vor sich wie auf eine und zwar eine sehr reizende Landschaft blickt, wo man all das Liebliche, was man nicht sieht, mit Gewißheit hinter dem anmutigen Nebelduft weiß, der noch darüber liegt. Wenn man dann aber hineintritt, muß man sich doch zu irgend einem Wege entschließen, und auf diesem ist dann, ohne Umkehr, kein Abweichen mehr möglich. Also vorwärts, und wolle der Himmel, daß unsre Pfade zuweilen so liefen, daß wir uns von Zeit zu Zeit die Hände reichen könnten!“

Aber mit ganzer Liebe hängt Helmoth auch an seiner Mutter und an seinen übrigen Geschwistern. Er giebt Privatstunden, um keine Unterstützung von der Mutter zu verlangen, schreibt Novellen und militärische Aufsätze, verzichtet auf das Frühstück und das Abendessen, „weil die sehr guten Speisen vom Mittag noch vorhalten.“ Er bietet dem Vater, der aus dem dänischen Militärdienste scheiden will, weil er nicht die Mittel zum Regimentschef besitzt, die eigne Kommandozulage von achtzig Thalern an. Der Gedanke an seinen Vater beunruhigt den jungen Offizier ganz besonders. „Wenn Vater — schreibt er — nur wenigstens könnte eine Bauernhufe pachten und bewirtschaften. Das schlimmste ist nur, daß das Unglück nicht nur in Vaters Verhältnissen, sondern in ihm selbst liegt.“ Er schließt sich um so enger an seine Mutter und seine Geschwister an, je weniger er sich zu seinem Vater hingezogen fühlt. Alle Sorgen und Qualen fliehen, sobald er sich in Gedanken in den Kreis seiner Familie versetzt. Ein schalkhafter Humor lacht dann aus seinen Briefen, besonders wenn er auf Lenchen, seine jüngere Schwester, und auf Wips (Wiktor) „den Deubelsjungen“ zu sprechen kommt. So schreibt er einmal an die Mutter: „Dein lieber Brief versetzt mich auf einen Augenblick aus meinen Karten, Berichten, Censuren und all den vielen Dingen, die mich jetzt überschwemmen, in eure klösterlichen Mauern. Ich sehe die Kaffeemaschine auf dem Tische sprudeln, die Schwestern mit Stickerie, den Wips mit einer Rechentafel und einigen Chininpulvern und dich mit ein Paar entsetzlich zerrissenen Strümpfen (nämlich in der Hand) ein wenig kopfschüttelnd die Brille zurechtschieben, um dies Faß der Danaiden dicht zu machen. Nicht weniger höre ich meine Freundin, die Kuh, nach einigen frischen Blättern brüllen, auch poltert und ruft etwas in dem Eulensalon, wahrscheinlich einer der Herren Brüder, der sein verspätetes Iever bemerkbar macht. Emsig seid ihr alle beschäftigt und seht nicht, daß ich

oder doch mein Geist (Vene, sieh dich mal um!) mitten unter euch steht. Was aber meine Person anbelangt, so sitzt sie hier an diesem selben Schreibtische in einem wunderlichen Chaos von Karten, Briefen, Instrumenten, Messtischen, Rechnungen u. s. w., auch liegt da ein langer Geldbeutel, aber kein Beutel Geld, von schöner Taille. Die Sache ist diese. Ganz unerwartet bin ich schon in diesem Jahre zum topographischen Bureau einberufen worden, und zwar schon den 1. Juni muß ich in Namslau in Oberschlesien sein. Du kannst dir denken, daß ich sehr freudig überrascht gewesen bin. Allein nun stürmt auch eine solche Menge von Geschäften über mich zusammen, daß ich kaum weiß, wie ich fertig werden soll.“

Die Vermessungsarbeiten führen den jungen Leutnant auf die reichen schlesischen Rittergüter, wo er sich nach einer Zeit voll Anstrengung und Entbehrung außerordentlich behaglich fühlt. Die angenehme Thätigkeit, das ungebundene Leben und der unmittelbare Verkehr mit einer heitern, wechselvollen Natur scheinen seinem Geiste Schwingen zu geben. Hier schon entfaltet sich in ihm das staunenswerte Talent, mit wenigen Strichen anschauliche, lebensvolle Landschaftsbilder zu entwerfen; hier zeigt er sich in Schilderungen zuerst als un observateur comme il y en a peu, un esprit que tout intéresse et qui sait de rendre compte de tout, wie ein französischer Kritiker von seinen Bildern aus dem Orient sagt. In einem Briefe an die Mutter beschreibt er z. B. eine Gebirgsfahrt, die er von Schmiedeberg aus unternommen hatte: „Die Straßen ziehen sich wie feingeschlängelte Fäden über die Berge, die, wenn sie auch keuchend erstiegen wurden, von hier ganz flach erscheinen. Zwischen ihnen winden sich meilenlang die Dörfer und Städtchen mit ihren saubern, weißen Wänden und glänzenden, silbergrauen Schindeldächern. Unmittelbar zu Füßen hat man einen Abhang von etwa neenhundert Fuß steiler Felswand. Noch am Abend stieg ich mühsam hinab in das schauerliche Thal, in das die Elbe über zahllose Zacken und Gerölle in kleinen Fällen hinabgleitet, die zusammen einen großartigen Anblick gewähren. Auch meinen Liebling, den Zackenfall, sah ich noch im Halbdunkel aus dem Teufelsthal und übernachtete in einer Glashütte am schäumenden Zacken. Am folgenden Morgen früh besuchte ich den Kocherfall und den Rynast, dessen romantische Legenden euch bekannt sind. Wahrlich, nur ein grausames Herz konnte verlangen, aus dem hochgelegenen Fenster auf die Ringmauern hinauszureiten, wo an keine Umkehr mehr, nicht einmal an ein Absteigen zu denken war. Immer tiefer senkt sich der Abhang unter der Mauer, die Spitzen der höchsten Firsten verschwinden vor dem Auge des Reiters, und schon dem Eingang der Burg nahe, gähnt ein Abgrund herauf, der, der Schlange gleich, den Unglücklichen vor Entsetzen in den Untergang zieht. Welch furchtbarer Fall des gewappneten Reiters und Rosses auf diese Felsspitzen!“

Der Aufenthalt in Schlesien bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Grenzboten IV 1891

geistigen Entwicklung des jungen Offiziers. Nicht nur der Sinn für die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Natur wird in ihm geweckt und geschärft, auch seine Weltanschauung, sein Urtheil, seine Menschenkenntnis werden reicher und fester. Überall öffnen sich dem gebildeten Offizier die Landschlösser, überall findet er unter den Bewohnern Achtung, Freundschaft, Liebe. Vor allem hat das poetische Leben auf dem Schloß Briese in der Familie des Reichsgrafen Kospoth einen unberechenbaren Einfluß auf seinen ganzen Charakter, sein Denken und Dichten ausgeübt. Die vornehme, kunstvolle Ausstattung des Schlosses, eine reiche Sammlung ausgesuchter Gemälde von Tizian, Rubens, Van Dyck, Wouverman, der echt aristokratische Geist in der Familie des Grafen, der vertraute gesellige Verkehr mit diesen liebenswürdigen, gediegenen kunstsinigen Menschen, das alles bezaubert ihn. Der arme bescheidene Offizier fühlt sich wie in einem Paradiese. „Du weißt es — schreibt er aus Berlin an seine Mutter — wie ich, früh schon aus dem elterlichen Hause entfernt und deiner Sorgfalt entrissen, mich bald gewöhnen mußte, überall ein Fremder zu sein, überall erst das zu erwerben, was andern an Liebe, Freundschaft und Achtung durch verwandtschaftliche Bande oder freundschaftliche Beziehungen entgegengetragen wird. Seitdem nun ist mir, vielleicht die guten Stemanns ausgenommen, nie so gütig begegnet, nirgends ist mir so wohl und einheimisch geworden als bei den Kospoths. Ach, es ist eine schöne Sache für einen so armen Teufel, der sich zwischen Geldmangel, Vorgesetzten, Dienstpflcht, Gehorsam und wie die Übel alle heißen, die je der Büchse Pandorens entflohen, herumdrängen muß, so in eine Lage zu kommen, wo alle die kleinlichen Verdrießlichkeiten des Lebens, die zusammen das Unglück des Lebens ausmachen können, aufhören; wo alles schön, gefällig, reich und edel ist und das Vergnügen Zweck sein darf, wo selbst die Arbeit ein Vergnügen ist; wo die Kunst nicht die spärliche Würze des Lebens, wo sie das Leben selbst ist, und wo man selbst gefallend sich gefällt. So war Briese ein warmer Sonnenblick an einem finstern Herbsttage. Wirklich kam ich mir vor wie am Hofe von Ferrara, und wenn mir nicht alles Tassonische gefehlt, so wäre ich mir auch vorgekommen wie der gefeierte Tasso.“

Das sorglose, romantische Leben auf dem Schlosse weckt in dem jungen Offizier alle künstlerischen Empfindungen: er zeichnet, er malt, er schreibt Verse, und sein Bruder Ludwig muß dann gewöhnlich die Ausbrüche seiner Phantasie über sich ergehen lassen. Die junge Komtesse Kospoth oder ihre Freundin scheint ihm angethan zu haben. Er tändelt, musiziert, tanzt mit ihnen, schaukelt sich mit ihnen in derselben Schaukel und dichtet, wie die Freundin das Schloß verläßt, folgendes Rätsel:

Ein Bild des Lebens ist's, des regsten Lebens,  
 Das aufwärts bald uns treibt und wieder abwärts strebt,  
 Das wie des Herzens Hoffen, wie unstetes Sehnen,  
 Setzt sinkt, jetzt steigt und schwindelnd hoch uns hebt.

Es trägt Euch unter Blütenzweige. Startend  
 Schaut über Wald und Flur der Blick. — Es schwebt  
 Auf Sturmeschwüngen fort. — Doch in dem Augenblicke,  
 Wo Ihr am höchsten steht, ziehts wieder Euch zurücke.  
 Und wie ein rastlos Herz durch Freude, Hoffnung, Bangen  
 Führts doch am Ende nur, von wo Ihr ausgegangen.

Dort sah ich jüngst zwei liebliche Gestalten,  
 Sie waren ineinander eng verschlungen.  
 Die Arme auf der lustgen Bahn umrungen,  
 Schien eine stets die andere zu halten.

Ein leichter Nachen trug sie auf den Bogen  
 Mit flatternden Gewändern, wallenden Haaren;  
 Und wenn es nicht zwei holde Engel waren,  
 So hatten Engelsbände sicher sie umzogen.

Durch die Drangereihen blick ich nieder.  
 Der Himmel hält uns rings in Wolksenschleier.  
 „Sie sind getrennt schon!“ rauscht der Pappeln Wehn,  
 Aus blauen Augen fallen Thränen nieder,  
 Ein Strahl nur aus des Abendbrotes Feier  
 Scheint mir ein Bild von halbem Wiedersehn.

Und als ihn der Dienst in dem verhassten Berlin festhält, da bleibt die Erinnerung an Schlessien und an das idyllische Leben auf Schloß Briesa wie ein schöner Traum zurück. Ein mächtiger Wissensdurst quält ihn, und wenn er auch gern den Verkehr mit seinen gebildeten Kameraden unterhält, so findet er darin doch nicht die volle Befriedigung. Er hört an der Universität Vorlesungen über Goethe, er treibt französische Litteratur, lernt Englisch, Russisch und Italienisch, schreibt anonyme kleine Aufsätze, die er als „Kinder seiner Geldnot“ bezeichnet; er besucht Theater und Konzerte und ermutigt Ludwig, seiner Kunst treu zu bleiben. Sie unterhalten sich in ihren Briefen über Chesterfield, Scott, Byron, Moore und über Heines Reisebilder, von denen Moltke sagt, es sei schade, daß die Persönlichkeit des Verfassers nicht edler durchbreche, denn ein gänzlicher Atheismus und eine ebenso große Eitelkeit wie Unzufriedenheit seien unverkennbar. Das gesellschaftliche Leben mit seiner Oberflächlichkeit, Gespreiztheit und Verlogenheit scheint dem Sekondeleutnant im Grunde wenig zu behagen; er muß trotzdem an allem teil nehmen und lebt innerlich doch so wenig in dem ganzen Treiben mit. So heißt es in einem Gedicht an Ludwig, worin er sich trotz seiner Gegenerklärung doch wohl selbst meint:

Ihr tadelt mich, daß ich oft störrisch schweige,  
 Der glatten Welt die härteste Stirne zeige,  
 Daß ich nicht so, nicht tief genug mich neige.

Den dikst'gen Scherz, ihr wollts, soll ich belachen,  
Soll, welche Qual, wohl selber Späße machen,  
Wenn mir der Sinn so voll von andern Sachen!

Wo er auf das gesellschaftliche Leben zu sprechen kommt, da sind seine Briefe voll von feinen und geistreichen Bemerkungen. So behandelt er in einem das Thema der konventionellen Lüge, der Schmeichelei, und sagt: „Die flattery ist meiner Erfahrung nach immer gut aufgenommen, wo sie von Herzen kommt; thut sie das nicht, so muß sie geistreich sein. Die Dummen und die Verliebten nehmen schon mit dem guten Willen vorlieb, die Koketten aber verlangen die Ausführung. Das schlimmste Spiel hat man mit den passirten Schönheiten, doch stürzt man sich auch nicht leicht in die Verlegenheit. Die flattery mag aber auch Veranlassung sein, weshalb so simple Menschen oft Glück in der Gesellschaft machen.“

Seit dem Jahre 1832 beschäftigte ihn eine größere litterarische Arbeit, die Übersetzung von Gibbons zwölfbändigem Werke: *History of the decline and fall of the Roman empire*. Leider ist von dieser Übersetzung nichts erhalten geblieben, obwohl Moltke an einer Stelle sagt, der erste Band des Werkes befinde sich bereits im Druck. Seine Liebe zur englischen Sprache und Litteratur aber hat er immer behalten. Er übersetzte auch später fleißig Gedichte und tauschte sie mit Ludwig aus. So schreibt er im Jahre 1842 an seinen Bruder, der damals Landrat auf Femahn war: „Daß du alle Poesie auf Jahre hinauschiebst, ist doch nicht recht. Denn dichten kann man nur:

Wenn Nebel noch die Welt verhüllen,  
Die Knospe Wunder noch verspricht,  
Wenn man die tausend Blumen bricht,  
Die jedes Thal uns reichlich füllen:  
Dann hat man nichts und doch genug,  
Den Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Aber der Trug schwindet, die Wahrheit nimmt immer mehr zu, und zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft. Meine Übersetzungen sind Verstandesfache; es gehört dazu nur, der eignen Sprache mächtig zu sein. Deine stehen als Übersetzung niedriger, als poetische Schöpfung weit höher. Sie sind oft wenig treu, aber stets ein Kunstwerk und verdienen wohl, vermehrt und veröffentlicht zu werden.“

Noch im Jahre 1850, wo Moltke schon Generalstabschef im vierten Armeekorps geworden ist, fordert er seinen Bruder auf, die von ihnen übersetzten Dichtungen zu sammeln und herauszugeben, indem er zugleich einige „vertrocknete Rosenblätter aus wärmeren Tagen“ hinzufügt. Leider können wir hier nicht auf die geistvoll und fesselnd geschriebnen Briefe eingehn, die Moltke während seines Aufenthalts im Orient an die Mutter richtete, und die eine vor-

treffliche Ergänzung bilden zu seinem bekannten Buche über Zustände und Begebenheiten aus der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839.

Während der schleswig-holsteinischen Unruhen, unter denen seine Familie besonders zu leiden hat, unterhält er einen lebhaften Briefverkehr mit seinem Bruder Adolf, Landrat in Pinneberg. Seine Unzufriedenheit und sein Groll über die klägliche Politik in Deutschland macht sich wiederholt in kräftigen Ausdrücken Luft. Er verzweifelt an seinem Vaterlande, trägt sich mit dem Gedanken, nach Abelaide auszuwandern, und ruft in einem Briefe vom 25. Februar 1851 aus: „Das muß wahr sein, eine kläglichere Nation als die deutsche giebt es nicht auf Erden!“

Von Preußens energischem Vorgehen erwartet er das ganze Heil, und wie eine Erlösung klingt es in einem Briefe vor dem Feldzuge 1866: „Die Geschichte Deutschlands werden sich jetzt vollziehen; der Sonderungstrieb, den seit Tacitus die Deutschen bewahrt haben, führt zur Entscheidung durch das Schwert. Es hat uns ein Ludwig XI. gefehlt, der die Macht der Vasallen in Frankreich noch zur rechten Zeit zu brechen wußte. Es mag wohl wahr sein, was die österreichischen Blätter behaupten, daß zwei Großstaaten in Deutschland nebeneinander nicht bestehen können. Einer von beiden muß untergehen. Der Kampf wird furchtbar werden. Österreich hat gerüstet wie nie zuvor, und auch wir stellen unsre ganze Macht ins Feld. Jedenfalls zählt Deutschland mit Provinzen rechts und links an seine Nachbarn.“

Daß die Briefe, die Moltke während des deutsch-französischen Krieges an seine Brüder richtet, wichtige Quellen für die Geschichtschreibung sind, braucht wohl nicht versichert zu werden. Hier sollen nur einige Stellen bezeichnet werden, wo in dem großen Feldherrn das Keimnenschliche, das Persönliche hervortritt, das man in seiner Geschichte des Krieges allgemein vermißt hat. Aus Versailles schreibt er in der Erinnerung an sein friedliches Landgut Greisau: „Manchmal habe ich eine Sehnsucht nach der stillen Ruhe des Kapellenberges; die Nachrichten aus der friedlichen Heimat sind Sonnenblicke in dem rastlosen Treiben und der aufregenden Spannung, in welcher wir hier leben.“ Und in einem Briefe vom 23. November heißt es, es sei eine Barbarei, die undisziplinierten französischen Volkshaufen in die Schlacht zu führen. Der Krieg werde immer erbitterter und gehässiger. Niemand könne den Frieden sehnlicher wünschen als er, aber niemals könne er für einen Frieden stimmen, der Deutschland nach solchen Opfern nicht seine Existenz sicherte. Besonders interessant ist die Stelle aus einem Briefe vom 22. Dezember, worin er auf das in der letzten Zeit viel behandelte Bombardement von Paris zu sprechen kommt. Er erwähnt da die Verse: Guter Moltke geht so stumm immer um das Ding herum, bester Moltke, sei nicht dumm, mach doch endlich bum bum bum! und fügt hinzu, daß er nur das militärisch Mögliche und Zweckmäßige bei der Belagerung von Paris ins Auge gefaßt habe. Durch zarte Rücksichten für die Pariser

oder gar durch die Einflüsse hoher Persönlichkeiten habe er sich in seinen Anordnungen niemals bestimmen lassen. Er weist dabei auf die Belagerung von Sewastopol hin und erwartet von dem Hunger mehr als von einem Bombardement.

Bis in das späte Greisenalter zeigt Moltke in seinen Briefen eine Gewandtheit des Stils, eine Frische und Lebendigkeit der Sprache, eine gemüthvolle Auffassung und eine feine Beobachtungsgabe, die staunenswert sind. Als Beispiel diene eine Stelle aus einem Briefe, den er als Achtundachtzigjähriger an seinen Bruder Ludwig schreibt. Er schildert da die Trauungsfeierlichkeit des Prinzen Heinrich in Charlottenburg und fährt dann fort: „Mitten in den Glanz und die Pracht der Versammlung wurde die alte Kaiserin Augusta auf ihrem Kollstuhl hineingeschoben, ganz schwarz, ohne jeden Schmuck. Wir traten die Thränen in die Augen, als ihre Enkelkinder vor ihr niederknieten, ihr die Hand zu küssen. Dann trat der Kaiser ein, die hohe, stattliche Figur ungebeugt, mit freundlichem Lächeln die Versammlung begrüßend. Nur die Augen schienen mir erloschen und die Athmung schnell und sehr schwer. Es ist herzerreißend, ihn mit unerschöpflicher Geduld und Freundlichkeit gegen sein schweres Schicksal ankämpfen zu sehen; mit einem Fuß auf dem Throne, mit dem andern im Grabe.“

Die Franzosen haben in der letzten Zeit wiederholt versucht, nicht allein Moltkes strategische Bedeutung in den Staub zu ziehen, sondern auch sein Charakterbild mit höhnißchen Bemerkungen zu verunglimpfen. Mehr als einen kaltherzigen, trocknen, phantasielosen Mathematiker, einen emsigen, pedantischen, vom Glück begünstigten Kriegshandwerker vermögen die französischen Militärschriftsteller in ihm nicht zu sehen. Es ist gut, wenn wir auch diese Ansichten in dem Grenzboten wiedergeben. Sie bilden einen vortrefflichen Hintergrund, von dem sich die wahre Gestalt des großen Mannes umso schärfer abhebt. In einer der letzten Nummern des Journal des Sciences Militaires faßt der französische General Leval sein Urtheil über Moltke in folgende Worte zusammen: Depuis longtemps la conception de la guerre à venir lui est apparue comme une affaire industrielle soumise aux règles précises de calcul . . . Après s'être usiné lui-même, il va usiner l'armée prussienne . . . De Moltke est un spécialiste étrange, ayant conduit la guerre sans avoir jamais combattu; c'est un industriel militaire, un entrepreneur de combats, ayant poussé l'usinage guerrier à un degré inconnu jusqu'à lui . . . ingénieur de combats plus que général de l'armée dépourvu du prestige et du nimbe glorieux qui font resplendir le front des grands soldats. Die Bedeutung und Überlegenheit des Siegers herabzusetzen pflegt sonst nicht in der Gewohnheit der Völker zu liegen. Aber bei den Franzosen ist eben alles möglich. Geradezu kläglich muß es genannt werden, wenn sich auch die Engländer eine Kritik über Moltke anmaßen und die Vorurtheile der Franzosen nachbeten, wie es

D' Connor Morris in seinem soeben erschienenen Buche über die großen Feldherren der neuern Zeit thut: His operations do not reveal one grand strategic conception and are characterised by several great errors . . . he has not even approached the height of Napoleon. We miss originality in his conceptions of war.

Moltkes geniale Leistungen als Feldherr sind für alle Zeiten in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet. Seine unleugbaren Verdienste um die innere Politik in Deutschland erkennt man zur Genüge aus den Reichstagsverhandlungen. Seine hohe Bedeutung als Schriftsteller leuchtet aus allen seinen litterarischen und wissenschaftlichen Arbeiten hervor. Was er als Mensch gewesen ist, als dankbarer Sohn, als treuer Bruder, als uneigennütziger edler Freund, das lehren uns seine Familienbriefe. Der Gedanke an seine Familie hebt und trägt ihn durch die schweren Schickungen und Entbehrungen seiner Jugend. Elternliebe und Geschwisterliebe ziehen wie ein warmer Strom durch alle seine Briefe; in allen klingt es wie ein Hoheslied auf das echte deutsche Familienleben. Solche Vorbilder thun uns jetzt not!



## Geschichten aus Hinterpommern



enn der Schein nicht trägt, so wird dieses litterarisch so reich bewegte Jahr nicht zu Ende gehen, ohne eine gründliche Wandlung in den Anschauungen der Schöngelister hervorgebracht zu haben. Der Kampf für und gegen den Naturalismus bildet den Mittelpunkt alles litterarischen Lebens seit nur zu langer Zeit, man kann keine Zeitschrift zur Hand nehmen, keine Sammlungen von Aufsätzen, ja selbst keine Sammlung lyrischer Gedichte, ohne Äußerungen für oder gegen den vom Ausland eingeführten Kunststil zu begegnen. Und immer sind es Ausbrüche leidenschaftlicher Art! Das ist bezeichnend. Mehr oder weniger klar ist sich jedermann bewußt geworden, daß es sich nicht bloß um rein ästhetische Fragen handelte, sondern um Grundsätze, die tief ins nationale Leben eingreifen und alle Bildung gefährden oder fördern. Es half nichts, daß die Naturalisten immerfort von einer „Übergangslitteratur“ sprachen, von einer Art Fegefeuer, das man durchzumachen hätte, bevor man ins wahre Paradies der Kunst käme. Jedes neue ihrer Bücher erregte die Empörung oder den Spott der gottlob doch noch zahlreicheren verständigen, unverdorbenen und von keiner Theorie verwirrten Leser und fachte den Streit immer von neuem an. Alle die Probleme, die den Naturalisten als nagelneu erschienen,